

STEPHANIE BUTLAND



Die Wahrheit
des Wassers

Weltbild

Und über dem See liegt Stille

Als Elizabeth von dem tragischen Tod ihres Mannes erfährt, bricht für sie eine Welt zusammen. Mike ist bei dem Versuch gestorben, eine junge Frau aus dem nahe gelegenen See zu retten. Nun muss Elizabeth allein klarkommen.

Doch der Tod des engagierten Polizisten wirft auch Fragen auf. Wieso war Mike in jener Nacht überhaupt unterwegs? Kannte er Kate, die Neunzehnjährige, für deren Leben er seines ließ?

Genau weiß das nur eine. Doch Kate schweigt.

Stephanie Butland

Die Wahrheit des Wassers

Roman

Aus dem Englischen von Nicole Seifert

Weltbild

Die Autorin

Stephanie Butland ist eine britische Autorin und Bloggerin, die auch als Motivationstrainerin arbeitet. 2011 erschien ihr erstes, autobiografisches Werk. Darin schildert sie den Umgang mit ihrer Krebserkrankung. Nach einem weiteren Sachbuch folgte ihr erster Roman «Die Wahrheit des Wassers», der in zahlreiche Länder verkauft wurde. Zusammen mit ihrer Familie lebt sie im Nordosten Englands.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Surrounded by water*.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Stephanie Butland

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Übersetzung: Nicole Seifert

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-353-5

Für meine Großmütter, Isabel und Ursula, die mich schon immer für eine Schriftstellerin gehalten haben.

Hey, Mike,

das fühlt sich so falsch an. Es ist vier Uhr nachts, und ich sitze unten im Dunkeln und schreibe Dir im Licht der Taschenlampe einen Brief. Ich will kein Licht anmachen. Ich weiß nicht, warum nicht. Ich weiß gar nichts. Ich weiß nicht, welcher Tag heute ist. Ich weiß nicht, wo Du bist, aber ich weiß, dass Du irgendwo sein musst. Du kannst nicht nirgendwo sein. Das geht nicht. Du kannst nicht einfach weg sein.

Blake trug seine Uniform und hatte Tränen in den Augen, als er vor der Tür stand. Zuerst dachte ich nur, Du bist vielleicht verletzt, Dir muss etwas passiert sein, Du bist irgendeinem betrunkenen Autofahrer in die Quere gekommen oder in einen üblen Streit geraten oder so. Ich weiß, dass ich dachte, was für ein dummes Pech, dass Du Dich ausgerechnet bei einem harmlosen Spaziergang mit dem Hund verletzt hast, wo es doch eigentlich Dein Job ist, der gefährlich ist. Ich habe schon überlegt, wie wir Dich alle damit aufziehen würden, dass Du es geschafft hast, beim Gassigehen mit einem kleinen West-Highland-Terrier in Schwierigkeiten zu geraten. Ich wollte Blake nicht ins Gesicht sehen. Blakes Gesicht sah nicht aus wie das Gesicht von jemandem, der vorhat, einen Scherz zu machen. Also sah ich nicht hin. Ich konnte einfach nicht.

Ich nahm meine Jacke vom Haken und zog sie über meinen Schlafanzug, weil ich annahm, Blake würde mich zu Dir ins Krankenhaus bringen. Und dann begann ich, genauer darüber nachzudenken. Wie traurig es wäre, wenn Du Deinen Job nicht mehr machen könntest – weil Du im Rollstuhl sitzen müsstest oder weil Du Dein Augenlicht verloren hättest – und dass wir es gemeinsam durchstehen würden, egal was, weil ... na ja, was sollten wir sonst machen? Es gäbe immer noch Dich und mich, unsere kleine Welt innerhalb der großen. Es würde gehen. Wir würden es schaffen. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Dinge nicht nach Plan liefen. Ich war so bereit, stark zu sein.

Aber meine Finger kamen mit dem Reißverschluss nicht zurecht, und ich konnte nicht richtig sehen, und Blake sagte immer noch nichts, obwohl ich wieder und wieder fragte: «Was ist passiert? Wo ist er? War

es ein Unfall? Hat ihn jemand zusammengeschlagen? Warum begreift er nicht, was <nicht im Dienst> bedeutet?» Aber Blake hat einfach nur geweint, und dann hat er seine Hände über meine gelegt und sie von meiner Jacke genommen, und er hat meinen Namen gesagt, zwei Mal, einmal leise, einmal bestimmt, also musste ich ihm ins Gesicht sehen. Und da wusste ich es.

Blake fing mich auf, als ich fiel, und das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich auf dem Sofa lag und er versucht hat, mir diesen verdammten Tee zuzufügen, als wären wir bei einem Teekränzchen. Ich glaube, ich habe geschrien. Vielleicht habe ich auch die Tasse geworfen, denn es ist ein Fleck an der Wand. Und ich habe gezittert, nur noch gezittert, während er neben mir saß und redete. Aber ich habe nichts gehört. Gar nichts.

Auf dem Boden lag noch die Zeitung, wir hatten das Kreuzworträtsel halb fertig, als Du mit Pepper rausgegangen bist. Und plötzlich komme ich auf das Wort, das uns nicht einfallen wollte. Drei waagerecht, neun Buchstaben: Spiegelei. Natürlich. Wenn man es einmal weiß, kann man sich nicht mehr vorstellen, warum man nicht darauf gekommen ist. Wie oft haben wir diesen Satz gesagt? Ich machte den Mund auf, um es Dir zu erzählen. Aber Du warst nicht da. Und für den Bruchteil einer Sekunde sah ich die Welt, in der Du nie wieder da sein würdest. Ich glaube, ich habe mir Haare ausgerissen. Jedenfalls ist da diese kahle Stelle ...

Ich weiß nicht, warum ich mir keine Sorgen gemacht habe, als Du so lange wegbliebst. Vermutlich habe ich angenommen, dass Du irgendeine alte Dame getroffen hast, der Du über die Straße helfen musstest. Vielleicht habe ich auch überhaupt nicht darüber nachgedacht. Schon jetzt blicke ich auf dieses alte Ich zurück, ein glückliches und unwissendes Ich, und erkenne es kaum wieder. Es stammt aus einer anderen Welt. Einer besseren Welt.

Andy kam vorbei – wahrscheinlich hatte Blake ihn angerufen –, und er nahm meine Hand und weinte. Aber ich nicht. Mir wurde einfach nur übel bei dem Gedanken, wie viele Hände meine Hände in diesem Leben noch berühren würden, aber nie wieder würden es Deine sein. Ich fühlte mich, als wäre ich auch unter Wasser, mit Dir, obwohl ich

natürlich wusste, dass sie Dich längst rausgeholt hatten. Pepper sprang auf meinen Schoß, er war immer noch ein bisschen feucht. Blake sagte, er sei es gewesen, der die Aufmerksamkeit auf sich zog, als er bellend am Ufer stand und dann zeigte, wo Du warst, indem er immer im Kreis um Dich herumschwamm. Sein nasses Fell fühlte sich an wie das einzig Wirkliche in dieser ganzen fürchterlichen Welt.

Seitdem stolpere ich in der schwärzesten Schwärze herum. Es ist nicht mal zwei Tage her, aber schon jetzt fühlt sich dieser schrecklich dunkle Ort an, als wäre er für immer mein Zuhause. Nie hätte ich mir vorstellen können, wie dunkel, leer, endlos dieser Ort ist. Vielleicht habe ich deshalb aufgehört, Licht anzumachen: Es bringt nichts. Es setzt der Dunkelheit kein Ende.

Oh Gott, Mike. Ich kann es hier nicht aushalten, aber gleichzeitig ertrage ich den Gedanken nicht, irgendwo anders zu sein. Ich kann nicht glauben, dass es wahr ist. Du würdest mir das nicht antun. Das würdest Du nicht tun. Du hast es versprochen. Du bist derjenige, der mich beschützen sollte, also kannst Du nicht der Grund für all das hier sein.

Vor allem, weil hier doch so viel von Dir ist. Du kannst nicht nirgends sein. Wo bist Du?

Komm nach Hause.

E. xxx

Blake und Andy haben nicht besprochen, was sie tun sollen, nachdem sie Elizabeth ihrer Schwiegermutter überlassen hatten, acht Stunden nach dem Notruf, der ihre Welt ins Chaos gestürzt hat. Sie folgen einfach Patricias stoischen Anweisungen – «Es gibt wirklich nichts, was ihr für uns tun könnt, lasst uns einfach ein Weilchen in Ruhe» – und gehen, die beiden Frauen Seite an Seite auf dem Sofa zurücklassend. Elizabeth schluchzt nicht mehr, gibt aber ein seltsames, traurig summendes Wehklagen von sich, als hätte ihr Körper vergessen, wie man atmet, ohne gleichzeitig zu weinen; Patricia starrt geradeaus, mit glasigen Augen, an ihrem Kiefer pocht etwas.

Obwohl sie es nicht besprochen haben, scheint es für die beiden Männer nur eine Möglichkeit zu geben. Am Tor sagt Blake: «Sollen wir hingehen und es uns ansehen?» – eine Frage, die nicht wirklich eine Frage ist, und sie gehen schweigend die knappe Meile um den Butler's Pond, während Throckton um sie herum langsam erwacht.

Andy holt sein Telefon hervor, tippt, wartet, fragt sich, ob er es aushält, jetzt die schlafweiche Stimme seiner Frau zu hören, zu hören, wie sie sich streckt. «Ich bin's», sagt er, als sie sich meldet, dann, nach einer Pause: «Nein. Michael ist tot. Er ist ertrunken.» Seine Stimme klingt gepresst: erst mal alles abdichten, bis er richtig darüber nachdenken kann, was geschehen ist. Es ist zu früh, um sich dem Tod seines seit Kindheitstagen besten Freundes länger als eine Sekunde zu stellen. Blake passt sich Andys Schritten an und hört zu, als der Lucys Fragen beantwortet: «Blake ist auch hier. – Sieht nach einem Unfall aus. – Doch, ich gehe zur Arbeit. – Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht. – Okay. Mach ich.» Er beendet das Gespräch und sagt: «Sie sagt, wir sollen was essen, ehe wir zur Arbeit gehen. Ich soll dir sagen, sie denkt an dich.» Blake nickt. Andy drückt auf Wahlwiederholung. Er ist überrascht, dass seine Hände ganz ruhig sind. «Ich bin's noch mal. Ich wollte noch sagen: Ich liebe dich.» Er ist nicht der Einzige, der einem

anderen an diesem Morgen, als die Nachricht in Throckton die Runde macht, sagen wird, dass er ihn liebt. Der das Gefühl haben wird, es hätte auch einen von uns beiden erwischen können.

Es ist immer noch dunkel, weshalb der mit Flutlicht angestrahlte Ort, an dem Michael ertrunken ist und Kate Micklethwaite gerettet wurde, eher seltsam als traurig wirkt. Kate ist im Krankenhaus, speit Wasser aus Lunge und Eingeweiden, zitternd und unfähig zu sprechen oder sich zu konzentrieren oder irgendetwas anderes zu tun, als sich Nadeln und Drähten und Schläuchen zu fügen, woran sie keine Erinnerung haben wird. Michael ist schon im Leichenschauhaus, wo ein Pathologe später bestätigen wird, was Elizabeth bereits mitgeteilt wurde: dass er ertrunken ist. Lebendig, als er ins Wasser ging, tot, als er herauskam. So einfach ist das.

Blake und Andy stehen da und sehen zu, wie das Gras, der Matsch, das Wasser fotografiert und untersucht werden. Obwohl der Butler's Pond generell als besonders schönes Plätzchen betrachtet wird, ein Ort, an dem man sonntags spazieren geht, mit seinem Hund Gassi geht oder picknickt, ist dies hier nicht die hübscheste Ecke am See. Es ist so eine Stelle, in die der Müll geweht wird, der sich dann fortzupflanzen scheint. Der diensthabende Polizist bietet, als er die Zuschauer erkennt, an, sie durch das Absperrband zu lassen, aber Blake winkt ab. Sie sind nah genug dran.

«Unbegreiflich», sagt Andy nach einer Weile.

«Man darf Wasser nie unterschätzen», sagt Blake.

«Er war ein verdammter Idiot, da reinzugehen», murmelt Andy. Sie denken beide daran, wie Michael vor ein paar Jahren als Erster zu einem brennenden Haus kam, wie er in das Gebäude ging und mit einer Mutter und einem Baby wieder herauskam. Alle haben mit ihm geschimpft – Feuerwehr, Polizei, Elizabeth, Patricia –, aber er hat sich nicht beirren lassen: Jemand musste diese Menschen retten, und die Feuerwehr war noch sechs Minuten entfernt, was, wie Michael wusste, reichte, um ein kleines Kind an Rauchvergiftung sterben zu lassen. Also war er reingegangen.

Blake hatte an jenem Tag zusammen mit Michael gearbeitet. Er wusste noch, wie sie beide die Gesichter dem Wind zugewandt und sich gefragt

hatten, ob sie Rauch rochen. Und direkt darauf kam der Anruf. Sie wussten beide, was zu tun war: Nachbarn evakuieren, die Leute fernhalten und auf die Feuerwehr warten. Gehe niemals, unter keinen Umständen, in einen Raum voller Rauch, es sei denn, du bist absolut sicher, dass du auch wieder rauskommst. Aber Michael war reingegangen, und dann war nichts zu tun gewesen, als zu warten und zu hoffen. Blake hatte die Hoffnung in der Sekunde verloren, bevor das erste Löschfahrzeug auftauchte. Er hatte sich zu den Feuerwehrmännern umgedreht und ihnen erzählt, was passiert war, und als er sich wieder umdrehte, sah er Michael auf sich zukommen, hustend und ganz schwarz, eine junge Frau vor sich hertreibend, die schrie, jede Faser ihres Körpers ein Gebet, und dabei ein Kind von sich streckte, das still und ruhig in ihren Armen lag.

Und dann begann das kontrollierte Chaos, die Schläuche und das Wasser und der beißende, brennende Rauch.

Es hatte Monate gedauert, bis Michael Andy gestanden hatte – es war spät, sie waren betrunken, und man würde es leugnen können –, dass es einen Moment gegeben hatte, in dem er geglaubt hatte, sterben zu müssen, dass er Panik gehabt hatte und das Leben seitdem nie wieder ganz dasselbe gewesen war wie vorher, aber er konnte nicht genau sagen, warum. Andy hatte ihn in ein Taxi nach Hause gesetzt, und sie hatten danach nie wieder darüber gesprochen. Jetzt wünschte er, er hätte mehr Fragen gestellt.

«Es ist bestimmt schnell gegangen», sagt Blake fragend. Andy weiß nicht, ob er um seine ärztliche Einschätzung gebeten wird oder um ein Wort des Trostes, aber er nickt zustimmend. Und dann drehen sie sich um und gehen zurück ins Dorf, die Blicke der ersten neugierigen Jogger und Hundebesitzer meidend, während am Himmel der Tag aufzieht. Sie geben ein seltsames Paar ab – zumindest würden sie das, wirkten sie in diesem Moment nicht vor allem wie zwei Männer, die nach einer durchwachten Nacht auf dem Nachhauseweg sind, sonst aber nicht viel gemeinsam haben. Blake ist groß und breit, aufrecht und stark. Man müsste schon sehr genau hinsehen, um zu bemerken, dass seine Uniform nicht mehr so sauber ist wie sechzehn Stunden zuvor, als er sich auf den Weg zur Arbeit machte. Die Schirmmütze verdeckt

seinen zurückweichenden Haaransatz, weshalb er, wenn er sie trägt, jünger aussieht als siebenundvierzig. Der Schatten des Schirms lässt die Schatten unter und in seinen Augen verschwinden. Neben ihm wirkt Andy klein und schwächling, obwohl Blake nur zehn Zentimeter größer ist: Aber der Arzt geht mit gesenktem Kopf, lässt sich seine Müdigkeit anmerken, trägt Kleidung, die nicht zusammenpasst, und seine dichten Augenbrauen und dunkelbraunen Haare lassen seine blasse Haut noch blässer erscheinen. Er hat sich eilig im Dunkeln angezogen, während er versuchte, die Worte, die er gerade gehört hatte, zu verstehen. «Ich frage dich als ihr Freund», hatte Blake gesagt, «aber ein medizinischer Blick kann sicher auch hilfreich sein. Ich möchte keinen Bereitschaftsarzt, wenn ich jemanden bekommen kann, der sie kennt. Nur für den Fall. Komm und sag, was du meinst.» Lucy hatte sich im Bett aufgesetzt und das Licht angemacht, während er den Boden des Kleiderschranks nach seinen Schuhen abtastete: Da schlafen die Jungs endlich mal, und dann weckst du mich auf, hatte sie gesagt, und er berichtete ihr, was geschehen war – kurz angebunden und schlichter, als ihm lieb war, weil er selbst unter Schock stand. Michael, der Mann, der ihr Trauzeuge gewesen und Pate ihrer Zwillinge war, der gerade noch hier gewesen war, lag jetzt tot im dunklen Wasser. Lucys Augen waren größer geworden. Sie hatte ihn von sich geschoben – los, los, sieh, was du tun kannst, sag ihr –, aber dann zögerte sie, denn was sollte er ihr sagen? Andy hatte sie auf den Kopf geküsst und war gegangen. Einen Moment länger als nötig hatte er auf der obersten Treppenstufe gesessen, sich die Schuhe zugebunden, hatte überlegt, was er brauchte für das, was als Nächstes kam, hatte erkannt, dass er es so oder so einfach tun musste.

«Ich muss zurück zum Bahnhof», sagt Blake, als sie den Marktplatz erreichen. «Und du?»

«Ich weiß nicht.» Andy hat genug Zeit, um nach Hause zu gehen, zu duschen, mit den Jungs einen Zeichentrickfilm zu sehen und Lucy zu sagen, dass es ihm gutgeht. Er hat Zeit, sie zu berühren, alle drei, es könnte helfen, nur mal über ihr Haar zu streichen oder eine Hand zu drücken. Aber er weiß nicht, ob er sich traut. «Ich glaube, ich lege mich in der Praxis eine halbe Stunde hin, ehe ich anfangen.» Das Bett ist

zu schmal, um bequem zu sein, die Dusche wird schon kein heißes Wasser mehr haben, ehe er sich auch nur gewaschen hat. Trotzdem: Es war besser, sicherer, fürs Erste.

«Ich sehe später nach ihr», verspricht Blake. «Ich kann Pepper mitnehmen, wenn ich mit Hope rausgehe.»

«Ich rufe an, wenn ich auf dem Nachhauseweg bin», sagt Andy. Und obwohl sie sich oft sehen, schütteln sie einander die Hand, als sie sich verabschieden.

«Wir müssen jetzt praktisch denken. Das ist schrecklich, aber so ist es nun mal», sagt Patricia später. Elizabeth nickt, ist aber anderer Meinung. Sie hat sich kaum von dem Platz wegbewegt, zu dem Blake sie geführt hat, als er die Nachricht überbrachte. Ab und zu sammelt Patricia die zusammengeknüllten Taschentücher auf, die um ihre Schwiegertochter herumliegen. Immer mal wieder bleibt sie stehen, um selbst ein paar Tränen zu verdrücken, wenn sie unvorbereitet auf etwas trifft: die Handschrift ihres Sohnes auf dem Notizblock in der Küche, seine schmutzigen Turnschuhe an der Hintertür. Früh am Morgen des ersten Tages hatte das Telefon geklingelt, und weder sie noch Elizabeth waren drangegangen. Stattdessen hatten sie dagesessen und wie versteinert dem Klang von Michaels aufgezeichneter Stimme gelauscht, die ihnen fröhlich erzählte, dass er sich so schnell wie möglich zurückmelden würde. Es war das einzige Mal, dass Patricia von Elizabeth getröstet worden war. Was der jetzt kinderlosen Mutter furchtbar erschien, machte die Witwe froh, die sich später, mitten in der Nacht, auf die unterste Treppenstufe setzte, den Anrufbeantworter anstellte und wieder und wieder die Stimme ihres Mannes hörte, bis sie zu einer Decke wurde, bis sie die Worte so oft gehört hatte, dass sie keinerlei Bedeutung mehr hatten, aber ihr Klang war warm und wohltuend.

Keine achtundvierzig Stunden nach dem Türklopfen, das auf ewig das Vorher und Nachher von Elizabeths Erwachsenenleben markieren würde, hatte sie Gespräche darüber geführt, dass Michael identifiziert werden musste (was Andy getan hatte), Gespräche über die gerichtliche

Untersuchung (eröffnet und vertagt), die Beerdigung (in einer Woche), darüber, zur Aufbahrung in die Kapelle zu fahren (alle schienen zu denken, dass sie das tun sollte), darüber, dass ihre Schwester aus Australien käme (alle schienen zu denken, dass Mel kommen sollte), und über das Mädchen, das Michael gerettet hatte (im Krankenhaus, unter Schock und verstört, aber nicht mehr in unmittelbarer Lebensgefahr). Sie hat sich einverstanden erklärt, den Pastor, den Bestatter und Michaels Chef zu treffen. Sie ist jedes Mal zusammengezuckt, wenn die Wörter Tod oder Leiche fielen oder wenn im Zusammenhang mit Michael auch nur die Vergangenheitsform benutzt wurde. Sie hat das Gefühl, schrecklich viele Erwachsenen Dinge gleichzeitig tun zu sollen, obwohl sie noch nie weniger dazu in der Lage war, sie zu tun, als jetzt. Als sie im Schreibtisch nach dem Umschlag sucht, den Michael dort hineingelegt hat – «Wenn Michael zuerst stirbt» steht in großen Buchstaben darauf, neben dem Umschlag, auf dem steht: «Wenn Elizabeth zuerst stirbt» –, wünscht sie, es wäre sie gewesen, damit sie nichts von alledem ertragen müsste. Wieder fängt sie an zu weinen. Aber es sind keine Tränen der Trauer, es sind Tränen der Dankbarkeit. Elizabeth erinnert sich an den Nachmittag, an dem Michael sie gebeten hat, sich zu ihm zu setzen, und dann diesen Vorschlag gemacht hat.

Es war kurz nach ihrer Hochzeit gewesen, und sie hatte ihn ausgelacht, aber als sie seinen Gesichtsausdruck sah, als er sagte: Elizabeth, wir wissen beide sehr gut, wie plötzlich Menschen sterben können, hatte sie sich geschämt und die Aufgabe ernst genommen. Sie hatten beide bereits ein Elternteil verloren. Jeder hatte eine Kopie seines Testaments in einen Umschlag getan. Dann hatte Michael die Unterlagen zu ihrer Grabstätte fotokopiert, damit sie sie beide hatten.

«Ernsthaft?», hatte Elizabeth gefragt, als er die Grabstätte gekauft hatte. «Für das Geld könnten wir in Urlaub fahren.» «Ja», hatte er gesagt, «aber ein Platz auf dem Friedhof ist für die Ewigkeit.» Sie hatten Listen geschrieben, wer ihre Habseligkeiten bekommen sollte. Sie hatten Lieder und Gedichte ausgesucht und darüber gelacht, wie Elizabeths «All things bright and beautiful» in Throckton ankommen würde. «Es wird dich zum Lächeln bringen», hatte sie gesagt, «und Mel und ich haben es jeden Sonntag in der Kirche gesungen. Wir haben es bei der

Beerdigung unserer Mutter gesungen. Throckton wird sich damit abfinden müssen.» Als sie fertig waren, hatten sie die Umschläge versiegelt und waren mit einer Flasche Wein ins Bett gegangen.

Jetzt ist Elizabeth so froh über diesen Umschlag. Statt Entscheidungen zu treffen, kann sie mit Blättern vor den Leuten herumfuchteln. Nein zu medizinischer Forschung, nein zu einem offiziellen Polizeibegräbnis, nein zur Einäscherung. Ja zu «Bleib bei mir, Herr» und «Der Herr ist mein Hirte» und dazu, in seiner Uniform begraben zu werden. Sie beschließt, wenn zu einer Frage nichts im Umschlag ist, dann spielt es keine Rolle, also lässt sie Patricia über Catering und Wagen entscheiden, lässt sie aussuchen, was sie zur Beerdigung anzieht. Zwischen den Gesprächen sitzt sie, meist schweigend, da und wartet. Wartet darauf, dass all das nicht wahr ist.

Elizabeth ist noch nie zuvor in einer Aufbahrungskapelle gewesen. Sie und Patricia fahren gemeinsam hin und gehen dann nacheinander hinein. Patricia geht zuerst, kommt still und mit geschwollenem Gesicht wieder heraus und greift nickend nach Elizabeths Händen. Also erhebt sie sich, immer noch unsicher, und geht auf die Tür aus Eichenfurnier zu.

Der Raum ist kleiner, als sie gedacht hätte. Es ist düster, und die Blumen – ein komplexes Arrangement, dessen kleinere Blüten zum Teil schon verwelkt sind – riechen süßlich und gleichzeitig nach Moder. Es gibt ein Kreuz. Und einen Stuhl, neben dem Sarg. Denn da ist ein Sarg. Da ist ein Sarg. Elizabeth schließt die Augen und versucht zu atmen. Sie sieht noch einmal hin. Ja, da ist ein Sarg. Mikes Sarg. Ihre Seele zuckt zusammen. Der obere Teil des Deckels ist geöffnet, der Rest geschlossen.

Versuchsweise legt Elizabeth ihre Hand auf das Holz, am Ende, wo sie Mikes Füße vermuten würde, wenn sie in der Lage wäre, sich seine kalten, toten Füße in einer Kiste vorzustellen. Sie prüft ihr Herz und empfindet nichts Neues: nichts Schlimmeres als zuvor. Sie geht noch einen Schritt weiter. Jetzt liegt ihre Hand da, wo seine Knie wären. Das Holz ist glatt. Ihre Handfläche wandert über Oberschenkel und Bauch,

ruht auf der Brust, in grauenhafter Nachahmung dessen, was sie so oft im Leben getan hat. Ihr Verstand sagt, also, wenn Mike nicht mehr da wäre, wäre es so. Ja, aber er kann nicht nicht mehr da sein. Das kann nicht sein.

Elizabeth weiß, was als Nächstes kommen muss. Also geht sie noch einen Schritt weiter und blickt nach unten.

Mikes Gesicht ist leicht geschwollen, und es hat eine seltsame Farbe, was aber auch am Licht liegen kann. Im Auto auf dem Weg hierher – Blake hat sie die kurze Strecke gefahren, weil sie beide nicht bereit waren für den Fußweg oder die Menschen oder das Licht eines gewöhnlichen Tages – hat Patricia zu ihr gesagt, dass er aussehen werde, als ob er schliefe, aber sein Gesicht, ernst und verschlossen, hat keine Ähnlichkeit mit ihrem sich breitmachenden, die Decke wegziehenden, schnarchenden Ehemann, der jeden Moment einen Arm ausstrecken und sie an sich ziehen konnte, sogar, wenn er tief schlief.

Elizabeth bemüht sich, zu erkennen, was sie vor sich hat, und ihr wird bewusst, dass sie dabei den Atem anhält. Vorsichtig streckt sie die linke Hand aus – auch ihre Haut wirkt trüb in diesem trüben Licht. Sie berührt sein Gesicht. Ihr Daumen streichelt über die Vertiefung links von seinem rechten Wangenknochen. Er ist kalt, und seine Haut ist pudrig, und sie sieht ihn an, wartet, dass er die Augen öffnet. Ihre Tränen fallen und sammeln sich auf seinem Gesicht, und sie streicht sie weg, sanft, mit dem Daumen, an dem jetzt sein Ehering steckt, und für einen Moment sind es seine Tränen, und sie weinen zusammen.

Elizabeth beugt sich hinunter und flüstert: «Du kannst so tun als ob, solange du willst, aber ich weiß, dass du mich nicht verlassen hast. Ich weiß, dass du mich niemals verlassen würdest.»

Sie flüstert: «Ich möchte deine Hand halten.» Ihre eigenen Hände, die frei sind, durch Haare zu fahren und sich umeinanderzuwinden und Tränen aufzufangen, die von ihrem Kinn tropfen, kribbeln bei dem schrecklichen Gedanken, so gefangen zu sein wie seine.

Sie flüstert: «Zeig mir, dass du nicht gegangen bist.» Und sie setzt sich und wartet, ihre Hand auf dem Sarg, dort, wo sie Michaels Hand vermutet. Sie schließt die Augen. «Du hast versprochen, du würdest mich nie verlassen», sagt sie, einen anderen Tonfall ausprobierend, weil

ein Vorwurf vielleicht wirksamer ist als eine Bitte. Die Zeit bleibt stehen, und die Welt bleibt stehen, und sogar die Tränen versiegen, für eine Weile, während Elizabeth wacht, auf ein Zeichen wartet, alle Sinne geschärft und nur allzu bereit. Aber es kommt kein Zeichen.

Tragischer Tod eines Lebensretters

Der Polizist Michael Gray, 37, ist am späten Sonntagabend im Butler's Pond ertrunken. Man geht davon aus, dass er mit seinem Hund spazieren ging, als er die neunzehnjährige Kate Micklethwaite im Wasser erblickte, die offenbar um ihr Leben kämpfte, und in den eiskalten See sprang, um sie zu retten. Michael Grays Hund Pepper schlug Alarm, und Passanten fanden Kate Micklethwaite durchnässt und bewusstlos am Ufer. Der diensthabende Polizist, Blake Osbourne, sagte: «Ich habe den Hund zunächst nicht weiter beachtet. Aber als der Notarztwagen mit der Verletzten abgefahren war, merkte ich, dass der Hund immer noch bellte. Als ich zu ihm ging, sprang er ins Wasser und schwamm immer im Kreis herum. Als ich Pepper erkannte, wurde mir angst und bange. Michael war ein unerschrockener Polizist und ein wichtiges Mitglied unserer Gemeinschaft. Wir werden ihn alle furchtbar vermissen, als Kollegen und als Freund.»

Michael Gray ist in Throckton, wo er aufgewachsen ist, gut bekannt. Er hinterlässt seine Frau, Elizabeth, die er bei einer Australienreise kennenlernte.

Seine Mutter, Patricia, leitende Bibliothekarin in Throckton, ließ durch eine Freundin wissen: «Wir können nicht fassen, was passiert ist. Michael war ein guter, freundlicher Mann, ein liebender Sohn und Ehemann, und ich weiß nicht, was wir ohne ihn tun werden. Wir sind schockiert. Es passt zu Michael, dass er gestorben ist, als er versuchte, jemand anders zu retten.»

Kate Micklethwaite wird das Krankenhaus voraussichtlich in den nächsten Tagen verlassen. Sie hat das Bewusstsein wiedererlangt, und ihr Zustand ist stabil. Ihrem Vater Rufus Micklethwaite, dem das Architekturbüro «Licht und Schatten» gehört, brach die Stimme, als er sagte: «Kate ist ein entschlossenes Mädchen, und wir sind sicher, dass sie sich vollständig erholen wird. Ihre Mutter und ich sind Mr. Gray zutiefst dankbar und am Boden zerstört wegen dieser Tragödie. Wir können nicht glauben, was geschehen ist. Es ist wie ein Albtraum.»

Die gerichtliche Untersuchung des Todes von Mr. Gray wurde eröffnet und, vorbehaltlich des Obduktionsberichts, auf April vertagt.

Ihren ersten richtigen Vorstoß nach Throckton macht Patricia am Tag vor der Beerdigung. In den letzten sechs Tagen ist sie eilig und mit gesenktem Kopf zum Haus von Michael und Elizabeth und wieder zurückgegangen, aber das ist kein weiter Weg, außerdem ist sie zu seltsamen Zeiten gekommen und gegangen – vor acht Uhr morgens, nach neun Uhr abends, wenn es unwahrscheinlich ist, von Bekannten angehalten zu werden, die ihr ihr Beileid aussprechen wollen. Sie macht einen Bogen um den Marktplatz und die Straßen, in denen ihre Freundinnen leben. Nicht, weil sie ihre Unterstützung nicht zu schätzen wüsste; es liegt daran, dass alles unter Kontrolle sein muss, jedenfalls für den Moment, es muss alles vorher vereinbart sein, damit sie sich darauf vorbereiten kann. Patricia hat keine überschüssige Energie, da ist kein Raum für ein nicht geplantes Gespräch. Der Bestattungsunternehmer, die Polizisten, der Pastor – alle sind zu ihnen gekommen, weil sie wissen, dass Trauer das Herz beengt und es dazu bringt, sich nicht mehr von zu Hause wegbewegen zu wollen.

Aber Patricia weiß, dass Schwierigkeiten nicht verschwinden, wenn man sich ihnen nicht stellt. Also geht sie in die Stadt, gleichzeitig bereit und nicht bereit.

Sie schiebt die Stille vor sich her, als sie die Straßen entlanggeht, die sich zum Marktplatz hinunterschlingeln und so wirken wie immer. Die Bürgersteige sind so breit, dass zwei Kinderwagen nebeneinanderfahren können; die meisten Leute sorgen dafür, dass ihre Hecken immer schön geschnitten sind. Patricia lebt schon ihr ganzes Leben lang hier, und sie glaubt nicht, dass es in dieser Kleinstadt jemanden gibt, den sie nicht zumindest vom Sehen kennt. Der Marktplatz hat die Form eines Dreiecks, und Patricia kann die Geschichte jedes einzelnen Geschäftes erzählen: warum die Familie, der die Metzgerei gehört, sich hier niedergelassen hat, wie viel netter die Buchhandlung war, bevor dort auch Geschenkartikel verkauft wurden, warum die Bäckerei schließen

musste. Sie hat kaum die Kreuzung erreicht, als sie der erste Mensch anhält, Tränen in den Augen, und nette Worte über ihren Sohn sagt.

Der Tag ist eisig und klar, und die Luft beißt, als sie tief einatmet, fest geradeaus blickt und versucht, zu erkennen, wer sie ansieht, ehe sie entscheidet, wessen Angebot, Blickkontakt herzustellen, sie annimmt. Natürlich gibt es auch welche, die sich abwenden, verlegen und unsicher, als könnte der Tod eines Sohnes ansteckend sein. Für solche Menschen hat Patricia keine Zeit. Sie hat die letzten sechs Tage damit verbracht, Elizabeths Hand zu halten, während sie die Beerdigung eines Mannes geplant haben, von dem sie beide nicht glauben können, dass er tot ist.

Ein Teil von ihr fragt sich, ob sie dem hier gewachsen ist, aber wie sie zu Elizabeth sagte – die sich weigert, Michaels Pullover auszuziehen und nach drei Tagen Weinen und Sichübergeben dazu überredet werden musste, ein Bad zu nehmen, wie ein Kind –, sie ist immer zurechtgekommen mit dem, was das Leben für sie bereithielt. Sie hat nicht darum gebeten, Witwe zu werden, aber als sie zu einer wurde, ist sie damit zurechtgekommen. «Du hattest Mike», hat Elizabeth gesagt, ohne böse Absicht, aber mit einer so tiefen Traurigkeit, dass Patricia verharrte, ehe sie sagte, ja, es sei etwas anderes, wenn man einen siebenjährigen Sohn habe. Bei sich denkt sie, dass sie sich niemals so hätte gehenlassen, unter keinen Umständen. John hatte immer ihre Eleganz und ihre schönen Haare bewundert, und sie betrachtete es als Ehrensache, sich diese Dinge zu erhalten. Deshalb läuft sie heute durch Throckton, mit einem ganz bestimmten Ziel.

Montag ist der Tag, an dem sie zum Friseur geht. Die Bücherei, in der sie arbeitet, hat montags geschlossen, deshalb geht sie seit vierzig Jahren jeden Montag zum Waschen und Fönen und lässt sich alle zwei Monate die Haare schneiden, außer an Feiertagen oder wenn sie Urlaub hat. Als ihr an diesem Morgen bewusst wurde, welcher Wochentag war, beschloss sie, in jedem Fall hinzugehen. «Wir müssen irgendwo anfangen», hatte sie am Telefon zu Elizabeth gesagt, und Elizabeth hatte Ja geantwortet, auf eine Weise, die Nein bedeutete. Patricia hatte dafür gesorgt, dass Andy bei ihr blieb, dann hatte sie ihr schwarzes Kleid angezogen und ihren grünen Schal umgelegt, hatte ihren Mantel

zugeknöpft und war aus dem Haus und durch die Straßen gegangen, die die Kulisse ihres Lebens bildeten. Ihr stets hochgestecktes Haar, immer noch kastanienbraun, wie ihre Augen, gehört genauso zu Patricias Identität wie ihre flachen Pumps und die Tatsache, dass sie niemals Make-up oder Hosen trägt. Jetzt, da sie ihre Rolle als Mutter verloren hat, hält sie sich an das, was ihr geblieben ist.

Seit Michaels Tod hat Andy mehr Zeit in Elizabeths Haus verbracht als in seinem eigenen. (Er bemüht sich, im Geiste nicht mehr zu sagen: «Ich gehe zu Michael und Elizabeth», aber heute Morgen, als er Lucy gesagt hat, dass er mittags hinwill, dafür aber abends nicht, hat er es wieder getan, und Lucy hat sanft gesagt, es ist jetzt nur noch ihr Haus.) Er ist nicht mal sicher, ob Elizabeth seine Gegenwart überhaupt bemerkt, denn sie schläft oder starrt in die Ferne, reibt sich immer wieder das Schlüsselbein, ohne es zu bemerken, aber er muss etwas tun. An diesem Morgen allerdings redet Elizabeth.

«Ich weiß nicht, wie sie das fertigbringt», sagt sie zum ungefähr fünfzehnten Mal. «Wie kann sie sich die Haare machen lassen? Wie kann sie zum Friseur gehen, wenn Mike – wenn so etwas passiert? Wie kann sie sich Gedanken über ihr Äußeres machen?»

«Ich glaube nicht, dass es ihr um ihre Haare geht», sagt Andy. «Sie muss wahrscheinlich einfach normale Dinge tun. Das ist ihre Bewältigungsstrategie.»

«Bewältigungsstrategie? Meine Güte, Andy, wir brauchen keine Strategie. Wir brauchen ...», und wieder weint Elizabeth, ihr Körper krümmt sich, ihr Atem geht rasselnd und rau. «Wir brauchen Mike. Eine Strategie hat man im Marketing. Wenn man sein Haus verkaufen will. Für das hier hat man keine Strategie.»

«Tut mir leid», sagt Andy und denkt: Ich habe eine Sache gesagt, nur eine Sache, und ich habe es noch schlimmer gemacht.

«Nein, mir tut es leid», sagt sie. «Es liegt nicht an dir. Ich ... ich verstehe einfach nicht, wie sie das machen kann. Ich habe das Gefühl, mich jedes Mal, wenn ich etwas esse, zwingen zu müssen, den Mund

aufzumachen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich vorher in der Lage war, all die Dinge zu tun, die ich getan habe. Und ihr Sohn ist – und sie hat ihren Sohn verloren – und sie verpasst nicht mal ihren Friseurtermin.»

«Elizabeth →»

Sie hebt eine Hand. «Ich weiß, Andy, jeder auf seine Weise», und dann sackt ihre Hand nach unten, zusammen mit ihrer Schulter, das Aufrechte, das ihr Rücken diese ein, zwei wütenden Minuten hatte, sackt in sich zusammen. «Jetzt sitzt sie bestimmt beim Friseur und sagt: <Meine Schwiegertochter lässt sich für die Beerdigung nicht mal die Haare machen, was würde Mike wohl dazu sagen, dass sie sich so gehenlässt.> Oder?»

Andys Lächeln sagt: Ja, aber ich werde es jetzt nicht aussprechen. Stattdessen sagt er: «Das ist das Härteste, was ihr beide jemals werdet durchstehen müssen.»

«Falls wir es durchstehen», erwidert Elizabeth.

Throckton ist, wie Patricias Mutter immer sagte, groß genug, um etwas anzustellen, aber so klein, dass jeder davon erfahren wird. Patricia hatte einen Mann geheiratet, der sein ganzes Arbeitsleben lang Busfahrer war und mit seinem Job und seiner Heimatstadt so zufrieden war, wie man nur sein konnte. Er liebte sich häufig in der Bücherei naturkundliche Bücher aus, aber erst als seine Mutter Patricias Mutter erzählte, dass er an ihr Gefallen fand, hatte Patricia ihn bemerkt: wie oft er da war, wenn sie die Bücherei schloss, sein zögerliches Lächeln, seine saubereren Fingernägel. Patricia hat oft gedacht, dass John stolz gewesen wäre auf ihren Sohn, so aufrecht und stark wie eine Eiche, darauf, wie er der Gemeinschaft gedient hatte. Es wäre natürlich besser gewesen, wenn Michael ein Mädchen von hier geheiratet hätte, es schien seltsam, eine Ehefrau aus Australien mitzubringen, wenn es hier so viele Frauen gab, die ihn sich gern geschnappt hätten, aber nun gut. Trotzdem. Sie hatte einen Sohn, auf den sie stolz sein konnte.

Patricia bleibt einen Moment stehen und gibt vor, etwas in ihrer

Handtasche zu suchen, um dem nächsten Händeschütteln zu entgehen. John hat ihr immer gesagt, wie stark sie sei – sie fragt sich oft, ob er geahnt hat, dass er nicht lange leben würde, ob er versucht hat, sie darauf vorzubereiten –, aber sie ist nicht sicher, ob sie stark genug ist, um von ihrem Sohn in der Vergangenheitsform zu denken.

Jeder, der Elizabeth beobachtet – und das sind viele Menschen, eine endlos erscheinende Menge betroffener Gesichter, alle mit denselben Fragen, alle mit Tränen und Beileidsbekundungen, alle berühren sie oberhalb des Ellbogens, alle haben andere Erinnerungen an Michael, und jede einzelne verursacht einen kleinen Schmerz an einer unerwarteten Stelle –, jeder bemerkt den Moment, an dem ihr die Ungeheuerlichkeit dessen bewusst wird, was ihr da geschieht.

Sie streicht ihr Haar zurück. Sie hält den Atem an, und ihre Augen werden größer oder erscheinen so, obwohl es eigentlich die Wirkung der Tränen ist, die auf den Augen einen Film bilden, bevor sie anfangen zu laufen. Sie presst die Lippen aufeinander, bis sie nicht mehr zu sehen sind. Sie öffnet die Hände, streckt ihre Handflächen der Welt entgegen, eine unbewusste Bitte. Dies sind die Augenblicke, in denen Michaels Tod beginnt, Wirklichkeit zu werden. Obwohl sie nahezu ständig weint, ständig an Michael denkt, nur über Michael spricht, ihren Ehering am Finger dreht und dreht und dreht und Michaels Ehering an ihrem Daumen dreht und dreht und dreht – obwohl sie ein Inbild der Trauer ist, bewegen sich die Menschen auf sie zu, als Elizabeth wirklich beginnt zu begreifen, worum es in ihrem Leben jetzt geht, sie berühren sie mit den Fingerkuppen an den Schultern, legen einen Arm um sie. Nur eine Berührung, um zu sagen: Vergiss nicht, ich bin hier. Dies wird nicht dein Ende sein, auch wenn du in diesem Moment das Gefühl hast, am Ende zu sein.

Obwohl Andy sich hoffnungslos fühlt, hilflos, sich kaum unter Kontrolle hat, ist er in solchen Momenten am besten. Er hat in den Jahren, seit er als Arzt arbeitet, viele Todesfälle erlebt, und er hat viel Kummer gesehen. Er hat vielen Hinterbliebenen gesagt, er könne ihnen

Schlaftabletten und Antidepressiva verschreiben, aber Trauer sei ein weiter Weg. Ein Prozess, der Zeit brauche. Deshalb, sagt er zu seinen sprachlosen Patienten und Freunden und Verwandten, brauchst du jetzt vor allem Zeit und Geduld. Gesteh dir zu, traurig zu sein. Du hast geliebt, du hast verloren: Es braucht Zeit, um zu heilen. Natürlich stimmen ihm die Menschen zu, aber er weiß, dass die meisten enttäuscht sind. Sie wollen, dass jemand oder etwas ihnen den Schmerz nimmt.

Aber Elizabeth ist anders. Sie möchte nicht, dass er ihr den Schmerz nimmt. Sie ist fast durchsichtig vor Trauer. Sie lehnt den Vorschlag, Schlaftabletten zu nehmen, ab, sie ignoriert Obst und Kekse und andere Häppchen, die Patricia ihr anbietet, sie lässt Tee alt und kalt werden. Andy beobachtet sie, und er wünschte, es gäbe ein Heilmittel für die Trauer. Entweder das oder ein Heilmittel gegen Ertrinken. Oder eins gegen verdammte, dumme Heldentaten. Er wünschte, er hätte seinen besten Freund wieder.

Als Patricia vom Friseur kommt, sagt Elizabeth: «Das haben sie heute besonders gut gemacht, Patricia.» Und Patricia antwortet: «Sie haben gesagt, sie würden auch ins Haus kommen, um dir die Haare zu machen, wenn du möchtest.» Andy geht mit Pepper raus, einmal um den Block, denn das Ausmaß des Sich-Mühe-Gebens im Zimmer nimmt ihm die Luft zum Atmen.

Hey, Mike,

ich glaube, so langsam dämmert es mir. Dass Du nicht hier bist und dass Du nicht zurückkommst. Obwohl ich das Gefühl habe, die ganze Zeit nur zu weinen, obwohl die Leute, die zu mir kommen, nur über Dich sprechen, obwohl ich Dich in einer Kiste mit Deinem Namen drauf liegen sehen habe und in ein paar Tagen zusehen soll, wie sie in der Erde versenkt wird – trotz alledem ist immer noch alles unwirklich.

Wenn ich aufwache und Du nicht da bist, dauert es ein, zwei Minuten, bis mir klar wird, dass Deine Seite des Bettes nicht nur leer ist, weil Du Frühschicht hast, sondern dass sie für immer leer sein wird. Als Susan von nebenan die Einkäufe gebracht hat, um die ich gebeten hatte, waren Feigenkekse dabei, obwohl Du der Einzige warst, der die Dinger gegessen hat. Ich habe gestern all Deine Hemden gebügelt, weil es gewesen wäre, als würde ich aufgeben, wenn ich sie nicht gebügelt hätte: Ich wusste nicht, was ich sonst mit ihnen machen sollte. Ich habe sie in den Schrank gehängt, und als ich die Tür öffnete, schlug mir der Geruch Deines Ledermantels entgegen. Es war wie ein Schlag in die Magengrube.

Immer wieder bieten andere mir an, für mich «aufzuräumen». Sie meinen: Lass mich Mikes Zahnbürste wegwerfen, denn ich verstehe, dass du es nicht tun willst. Lass mich den halbvollen Rasierschaum wegtun und das fast leere Duschgel und das neue, das schon bereitsteht für den Moment, wenn das alte leer ist, denn für mich wird es leichter sein, diese Erinnerungen wegzuräumen, als es für dich wäre. Aber ich sage, nein, danke. Ich verstehe nicht, warum ein halbleerer Badezimmerschrank besser ist als einer mit Deinen halb aufgebrauchten Sachen darin. Ich kann in den Düften duschen, in denen Du geduscht hast. Ich kann Dein Aftershave aufmachen und die Luft nach Limone duften lassen, wenn ich bade, obwohl es nicht genauso riecht, wenn es nicht auf Deiner Haut ist, und wenn ich es benutze, riecht es zu scharf. Ich kann die Klinge Deines Rasierers, der über Dein Gesicht gefahren ist, an meine Fingerkuppe halten. Warum sollte ich wollen, dass Deine Sachen weggeräumt werden?

Gestern bin ich mit Pepper in den Garten gegangen – Blake war

schon mit ihm spazieren gewesen – und stand mit nackten Füßen auf den kalten Steinen und habe Angst davor bekommen, wie groß die Welt ist. Nichts scheint mehr Sinn zu ergeben. Manchmal möchte ich ins Bett gehen, aber es ist erst zehn Uhr morgens, manchmal vergeht ein ganzer Tag, und ich habe mich noch nicht mal angezogen. Ich kann nicht essen, und dann stehe ich vor dem Kühlschrank und esse Käse aus der Packung, während Deine Mutter um mich herumschleicht und mir anbietet, ein Omelett zu machen.

Ich versuche immer noch herauszufinden, was passiert ist. Ich weiß nicht, wie Du da reingeraten bist, in das kalte Wasser. Ich weiß nicht, wieso Du nicht herauskommen konntest. Ich weiß nicht, warum ich es für eine bessere Idee gehalten habe, auf dem Sofa zu sitzen, obwohl ich doch meine Jacke anziehen und mit Dir hätte gehen können, und dann wären wir zu zweit gewesen, und zu zweit hätten wir das Mädchen retten können, ohne Dich zu verlieren. Ich weiß nicht, warum ich nicht gemerkt habe, dass Du Dich verspätetest, warum ich Dich nicht angerufen oder irgendwas gemacht habe. Die Dinge hätten an so vielen Punkten anders laufen können, aber das sind sie nicht.

Deshalb glaube ich nicht, dass das hier die richtige Version ist. Ich bin einfach irgendwie in das falsche Szenario gerutscht. Jedes Mal, wenn ich die Tür höre, warte ich, dass Du es bist, dass Du lächelst, Dein normales Hier-bin-ich-wieder-Lächeln, und dann werde ich sagen, Gott, Mike, ich hatte gerade einen schrecklichen Albtraum.

E. xxx